

Bierstädter Zeitung

Samstag, den 13. Februar 1915.

15. Jahrgang

Kauft im Lande!

Keine ausländischen Erzeugnisse mehr!

In den ersten Tagen nach Ausbruch des Krieges setzte der Kampf gegen die ausländischen Industrie-Produkte sehr lebhaft ein, besonders gegenüber den Erzeugnissen des Zigarettenrußes. Wenn man aber heute die Schilder der meisten Zigarrenläden besieht, dann scheint es doch, als sei dieser Gefühlsprozeß damals wirkungslos an uns vorübergegangen, und wenn das schon konstatiert werden muß auf einem Gebiete, auf dem eine lebhafteste Agitation einsetzte, wie mag es dann erst stehen auf jenen Gebieten, die Gegenstand einer Besprechung in der Presse gewesen sind!

Vor einigen Monaten wurde ein Rundschreiben aus dem Schreibfedernfach in Umlauf gesetzt. Es wurde darauf hingewiesen, daß noch viele deutsche Schreibfedernsorten entweder völlig, oder zum Teil in England hergestellt werden. Sogar der Bedarf von unabweislich deutschen Firmen! Es wurde ferner dazu mitgeteilt, daß nur die Fabriken Heine u. Blandert in Berlin, Brause u. Co. in Jherlohn, Leo in Leipzig, Müller in Leipzig und Revoigt in Reichenbrand, ihre Schreibfedern ausschließlich in Deutschland herstellen. Die übrigen großen Firmen aber nicht, oder nur zum Teil, auch wenn ihre Federn rein deutsche Namen und den deutschen Firmenstempel tragen.

Im Wirtschaftsleben des Volkes spielt die Schreibfeder keine große Rolle. Es gehen für Schreibfedern etwa 2 Millionen Mark ins Ausland. Aber gerade wegen dieser Kleinigkeit des Objektes läßt sich an diesem Beispiele vielleicht am treffendsten demonstrieren, wie wichtig die Beachtung des nationalen Interesses auch bei Kleinigkeiten ist.

In dem Milliardenetat eines Volkes wie des deutschen spielen 2 Millionen eine sehr bescheidene Rolle. Und doch geht uns mit diesen für Schreibfedern ins Ausland gehenden 2 Millionen ein sehr bedenklicher Teil unserer wirtschaftlichen Lebenskraft verloren. Rechnen wir:

Von diesen 2 Millionen werden 1,8 Millionen nach Abzug der Rohmaterialien, der Kosten des Verpackungsmaterials übrig bleiben. Gesezt den Fall, eine Arbeiterfamilie lebe von 1500 Mark, dann würden von diesen 1200 Arbeiter mit ihren Familien, also etwa 6000 leben. Das Rohmaterial und die Verpackung besteht nun aber in der Hauptsache ebenfalls aus Arbeitslöhnen: Buchbinderlöhnen, Löhnen der Arbeiter in den Holzschleifereien und Pappenfabriken, der Transportarbeiter, der Walzdarbeiter, der Forstarbeiter usw., und beim Stahl aus den Löhnen der Arbeiter in Hütten- und Walzwerken und den Erzbergwerken, dann der Arbeiter beim Transport. Es besteht wohl ein Zweifel darüber, daß von diesen für Rohmaterial angelegten 200 000 Mark mehr als 100 Arbeiterfamilien ihr Brot finden werden, so daß allein in der deutschen Schreibfedern-Einfuhr wenigstens 1000 englische Familien mit circa 7000 Köpfen ihr Brot finden werden.

Aber damit ist die Rechnung noch lange nicht abgeschlossen; denn diese 1300 Familien leben doch und geben ihr Geld aus und befruchten damit weitere Kreise. Es gibt natürlich im Leben eine auf einen beziehenden Beruf auszunehmende Gemeinde nicht, aber

es ist magt ganz gerechnet, wenn man sich folgende Vorstellung macht: Eine Stadt mit 7000 arbeitenden Einwohnern ernährt wenigstens 10 Angehörige der akademisch gebildeten Schicht, 50 mittlere und 200 Unterbeamte, sie ernährt ferner 100 Hausbesitzer, 400 selbständige Handwerksmeister, Gastwirte, Detailhändler, 80 Angehörige der freien Berufe, weiter zahlreiche Verkehrsangehörige, kaufmännisches Personal usw. usw., so daß schließlich bequem 10—11 000 Menschen zusammenkommen. Und wenn man diesen Gang des Geldes weiter verfolgt, kommt man bequem auf 14—15 000 Menschen, die von diesen für Schreibfedern ins Ausland gehenden 2 Millionen leben würden, wenn man keine ausländischen Schreibfedern mehr kaufen würde.

Deutschland hätte also 15 000 Einwohner mehr, und damit eine größere Wehrkraft, ein größeres Wohlergehen seiner Gesamtheit, wenn man niemals Schreibfedern aus dem Auslande gekauft hätte.

Und wie es bei den Schreibfedern steht, so steht es auf zahllosen anderen Gebieten. Wir kaufen auch große Auslandsprodukte, Maschinen und dergleichen, leichten Herzens, ohne über die wirtschaftliche Wirkung dieses Kaufs nachzudenken, aus dem Auslande und schädigen damit unsere Volkswirtschaft und unsere nationale Widerstandskraft noch weit mehr, als es bei Schreibfedern der Fall ist. Vielleicht gibt uns dies Beispiel mit den Schreibfedern Gelegenheit, unser Gewissen einmal gründlich zu erforschen. Dann kommt vielleicht manchem zum Bewußtsein, wie sehr und wie oft er bisher seine ureigensten Interessen mit Füßen getreten hat.

Arens.

Aus Stadt und Land.

Die drei Kinder ertranken. Ein bellagterwerter Borsfall, dem drei Kinder zum Opfer fielen, hat sich in Jossen (Prov. Brandenburg) zugetragen. Die beiden Kinder des Schneidermeisters Seiffert, der zehnjährige Otto und die fünf Jahre alte Gertrud, waren mit dem neunjährigen Franz Kizler nachmittags nach dem nahen Teich gegangen, um dort in der Nähe der alten Schulischen Badeanstalt Schlittschuh zu laufen. Am Tage vorher hatte man auf dem Gewässer Eis gehauen und die dabei entstandenen Öffnungen hatten sich inzwischen nur mit einer ganz dünnen Eistruste überzogen. Beim Schlittschuhlaufen gerieten die Geschwister Seiffert in eines dieser Löcher, brachen ein und gingen sofort unter. Kizler wollte den Bergungshelfen und wagte sich so dicht an die Öffnung heran, daß er selbst einbrach. Auf seine Hilferufe eilten Arbeiter vom Gute Jossen herbei, kamen aber zu spät. Nach mehrstündiger Arbeit wurden die drei Kinder tot an Land gezogen.

Mörderischer Ueberfall auf einen Krankenhause-Vorsteher. In Neustadt an der Haardt wurde der Vorstand des städtischen Krankenhauses, Hofrat Koelsch, von einem Insassen des Krankenhauses, dem Bader Anton Scharfenberger aus Hambach, im Verlauf eines Streites überfallen und mit einer Schere in der Schläfengegend schwer verletzt. Donnerstagabend ist Hofrat Koelsch, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, gestorben. Der Täter soll früher in einem Irrenhause untergebracht gewesen sein.

Ein schwedisches Pulvermagazin in die Luft geflogen. Das Zeughauslaboratorium in Dursgarden bei Stockholm wurde durch eine furchtbare Explosion zerstört. Wie es heißt, war man dort mit der Untersuchung loser Geschützmunition beschäftigt. Aus unbekannter Ursache explodierte plötzlich das Pulver. Das Dach des Gebäudes wurde fortgerissen, und eine riesige Feuerfäule, die über der ganzen Stadt sichtbar wurde, stieg zum Himmel empor. Ueberall rief die Katastrophe großen Schrecken hervor. Von den sofort nach der Unglücksstätte ausgerichteten Feuerwehr-Ambulanzen wurden von elf Personen, die sich im Augenblick der Explosion im Gebäude befanden, sieben als verkohlte Leichen gefunden. Zwei Personen wurden schwer verletzt; zwei andere, eine Frau und ein Erbarbeiter, blieben wie durch ein Wunder fast unverletzt. Laboratorium und Lager wurden in einen Trümmerhaufen verwandelt.

Ein reiner Sünder. Der Rechtsanwalt Dr. Karl Lorenz, der nach bedeutenden Unterschlagungen im Oktober vorigen Jahres von Karlsruhe flüchtig ging, will sich freiwillig der Staatsanwaltschaft stellen. In einem Schreiben an ein Karlsruher Blatt kündigt er diesen Voratz an und gibt dann eine Art Rechtfertigung für sein bisheriges Verhalten. Er teilt mit, daß er in Newyork eine aussichtsreiche Stellung gefunden hatte, daß er aber beim Ausbruch des österreichisch-serbischen Krieges nach Europa zurückgekehrt sei, um sich als österreichischer Kriegsfreiwilliger zu melden. Da inzwischen aber auch Deutschland in den Krieg verwickelt worden sei, habe man ihn in Österreich nicht angenommen, sondern nach Deutschland verwiesen. Hier habe er sich unter falschem Namen in München und Wilhelmshaven als Kriegsfreiwilliger gemeldet und sei bei einem Seebataillon auch angenommen, nach kurzer Zeit aber wegen seines Alters wieder entlassen worden. Der Briefschreiber schließt: „Jetzt entschloß ich mich, die Folgen meines Vergehens auf mich zu nehmen und mich dem Gericht zu stellen. Ich hege dabei immer noch die feste Hoffnung, daß es mir vielleicht durch die Gnade des Bundesheers ermöglicht wird, doch noch vor den Feind zu kommen und dort als einfacher Soldat mit dem Gewehr in der Hand meine Schuld zu sühnen. Nur von diesem Wunsch beseelt, habe ich mein sicheres Asyl in Amerika verlassen, und ich hoffe sicher darauf, daß mir dieser Wunsch angesichts des schweren Kampfes, in dem unser Vaterland steht, gewährt werden wird. Wenn ich mir meiner großen Schuld auch in vollem Umfange bewußt bin, so sind doch, dessen dürfen Sie überzeugt sein, in meiner Sache Verhältnisse und Umstände mitbestimmend gewesen, für die ich nicht allein verantwortlich zu machen bin.“

Ein Trostwort von Dr. med. Geyer.

Gift- oder Kräuter-Kuren?

Haut- und Harn-Leiden

lese jeder diese Broschüre aus
Gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefen, senden wir diese in verschl. Umschlag.
Puhlmann & Co., Berlin 200, Müggelstraße 25 a.

Warme u. wasserdichte Kleidung für Feldzugteilnehmer.

Hervorragend billige Preise. = Bewährte Qualitäten.

Radium-Kriegs-Westen

leicht, haltbar, wasserdicht Mk. 8.⁰⁰

Feldwesten

wasserd. impr. feldgrauer Bezug, warmes Futter Mk. 12.⁵⁰

Radium-Kriegs-Hosen

aus gleichem Stoff Mk. 7.²⁵

Lederwesten

aus wasserd. weichem Glacelader mit warmem Futter Mk. 34.⁰⁰

Ueberziehhosen

„Unbedingt wasserdicht“, aus feldgrau Oel-tuch und Gummistoffen Mk. 5.⁷⁵

Pelzwesten

wasserd. impr. sehr haltbare Bezugstoffe, Fehwammen = Hamster = Kanin-futter Mk. 28.⁰⁰ 32.⁰⁰ 39.⁵⁰

Uniform-Schlupfwesten

aus reiner Wolle gestrickt, sehr warm Mk. 6.⁵⁰

Unterbeinkleider

impr. Wollbezug, Kamelhaartrikotfutter, Mk. 18.⁰⁰

Regenhautmäntel und Pelerinen = Pelzsocken = Teufel's „Mars“-Wickelgamaschen.

Heinrich Wels,

WIESBADEN Marktstrasse 34.



1 Pfund-Paket
(Netto-Inhalt 500 gr)
65 Pfg.

Im Krieg wie im Frieden
stets volles Gewicht zum alten Preis!

Persil
das billigste!



1 Pfund-Paket
(Netto-Inhalt 500 gr)
65 Pfg.

Auch während des Krieges erhalten Sie beim Einkauf des selbsttätigen Waschmittels Persil, das nach wie vor in gleicher Güte geliefert wird, volles Gewicht zum alten Preis, im Gegensatz zu manch anderen Waren, die infolge Rohstoffmangels oder Rohstoff-Verteuerung entweder im Gewicht gemindert oder im Preise heraufgesetzt worden sind. Persil ist als

Wasch-, Bleich- und Desinfektionsmittel

für Kranken-, Woll- und Haushaltungs-Wäsche jeder Art unübertrufen, da es die Wäsche nicht nur blütenweiß, wie auf dem Rasen bleicht, sondern auch gleichzeitig alle Krankheitskeime vernichtet. Es erfordert keine weiteren Waschzutaten wie z. B. Seife, Seifenpulver usw., daher billigstes Waschverfahren!

Sie sparen damit wirklich!

HENKEL & CIE., DÜSSELDORF, auch Fabrikanten der bekannten **Henkel's Bleich-Soda.**

Restaurant „Wocker“

Mainz.

Der Auschant des weltberühmten

„St. Benno-Bieres“

aus der Löwenbrauerei-München
hat begonnen, wozu ergebenst einladet

Restaurateur A. Schmittinger.

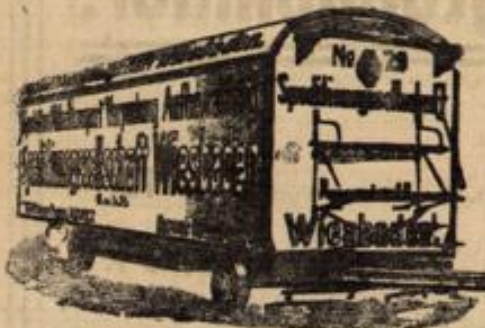
In Flaschen und Siphons erhältlich **Bierkellerei Heil.**
Greiffenklaustraße, Mainz. Telefon 2203.

Ihr eigener Schaden

ist es, wenn Sie bei den teuren
Zeiten nicht die Gelegenheit
ergreifen, billig einzukaufen.

Schuhhaus Deuser

Wiesbaden, Bleichstrasse 5
neben Hotel Vater Rhein.



Umzüge
unter
Garantie.
Lagerung
ganzer Wohnung-
Einrichtungen und
einzelner Stücke
An- und Abfuhr
von Waggons.
Speditionen
jeder Art.

Schweres Lastfuhrwerk.

Lieferung von Sand, Kies und Gartenkies.

Speditionsgesellschaft Wiesbaden G. m. b. H.

nur Adolfsstr. 1, an der Rheinstraße.

Nicht zu verwechseln mit anderen Firmen.

872 Telefon 872.

Telegramm-Adresse: „Prompt“.

Eigene Lagerhäuser:

Adolfsstr. 1 und auf dem Güterbahnhof Wiesbaden-West.
(Gleisanschluss.)

Wo? bekommen Sie billig, schnell und modern
garnierte

Damenhüte?

Im Mode-Geschäft **Frau Schulz**

Wiesbaden, Wellrigstr. 2.

Form und alle Zutaten billigt.

Allgemeine Sterbekasse, Bierstadt.

Die Mitglieder der Sterbekasse dahier werden zu einer
außerordentlichen

Generalversammlung

[101]
auf Samstag, den 27. Februar abends 8 Uhr im
Gasthaus „zur Krone“ (Bef. Lud. Mai) höflichst eingeladen.

Tagesordnung:

Statutenänderung.

Um recht zahlreiches Erscheinen bittet

Der Vorstand.

Haus- und Grundbesitzer-Verein Bierstadt.

Telef. 6016 Geschäftsstelle: Blumenstr. 2a. Telef. 6016

Zu vermieten sind Wohnungen
von 1-5 Zimmer im Preise von 100-850 Mk.

Zu verkaufen

sind verschiedene Villen, Geschäfts- und Wohn-
häuser, Baupläne und Grundstücke in allen Preislagen
Die Geschäftsstelle.

Friedrich Exner

Neugasse 16 · Wiesbaden · Fernspr. 1924

Unterhosen, Unterjacken, Hemden,

:: Socken, Strümpfe, ::
Leibbinden, Brust- und Rücken-
schoner, Kniewärmer, Pulswär-
wärmer, Schiess-Handschuhe,
Ohrenschützer, Militär-Sturm-
hauben, Fusslappen, Fuss-
schlüpfer, Hosenräger,
:: Taschentücher. ::

Feldgraue Strickwolle.

Das Verpacken der Feldpostpakete und -Briefe in dazu
geeigneten Kasten wird bestens besorgt.

Orden, Ordensbänder, Ordensdekorationen.

Foto-Salon Mignon- Sonnenbilder

— Erste Mainzer Postkarten-Zentrale —

nur Schustersr. 28 MAINZ nur Schusterstr. 28

Einziges und ältestes Geschäft am Platze.

Anfertigung von Gewerbe-Legitimations-Bilder für

Ausländer Reisepassbilder in sofortiger Ausführung.

12 Foto's Mk. 1.— 12 Foto's 50 Pfg.

12 Postkarten von Mk. 1.80 an. 126

Lieferung innerhalb 24 Stunden.



Gesangverein „Frohheit“ Bierstadt.

Gegr. 1859.

Am Samstag, den 13. Febr. d. Js.,
8 1/2 Uhr findet in unserem Vereinslokal Gasthaus
„Lanusa“ unsere diesjährige

Jahres-Hauptversammlung

statt, wozu wir unsere sämtlichen Mitglieder mit der
um recht zahlreiches Erscheinen ganz ergebenst einla-

Tagesordnung:

1. Jahresbericht des Vorstehenden.
2. Rechnungsablage des Kassierers und even-
tuell desselben.
3. Wahl der Rechnungsprüfungskommission.
4. Neuwahl des 2. Vorstehenden resp. Wie-
der desselben.
5. Neuwahl der Vorstandsmitglieder resp. W-
wahl derselben.
6. Verschiedenes.

NB. Indem noch mehr als hundert Mitglieder
Jahre einberufen sind, richten wir an unsere noch
weilenden Mitglieder die Bitte, recht zahlreich und pünktlich
erscheinen zu wollen.

Der Vorstand



Männer-Gesang-Verein Bierstadt.

Gegr. 1883.

Sonntag, den 14. Februar, mittags 3 Uhr
findet in unserem Vereinslokal „Zum Anker“ (Mitglied
unserer diesjährige

Jahreshauptversammlung

statt, wozu unsere sämtlichen Mitglieder mit der Bitte
recht zahlreiches Erscheinen hiermit ergebenst ein-
werden.

Tagesordnung:

1. Jahresbericht des Vorstehenden.
2. Rechnungsablage des Kassierers und evtl. Ein-
lassung desselben.
3. Wahl der Rechnungsprüfungskommission.
4. Neuwahl des Vorstandes.
5. Verschiedenes.

N. B. Da über hundert Mitglieder zur Jah-
resversammlung berufen sind, richten wir an unsere noch hier weilenden
Mitglieder die Bitte, sich recht zahlreich und pünktlich ein-
finden zu lassen.

Der Vorstand

Alle Frauen!
wenden sich stets an
Apotheker
Hassencamp
Medizinisch-Drogerie
„Sanitas“, Wiesbaden.
Mauritiusstraße 5,
709 neben Wallstraße
Telephon 2115.

Presto-Fahrer
gehören unstreitig zu den
besten Radfahrern der Welt.
erstklass. Material zusam-
gestellt, kann man
Rädern auch Strapazen
mühen. Darum sehen wir
erst Presto an, ehe wir
Rad kaufen. — Alleiniger
Vertreter für Bierstadt u. Um-
gebung
Hugo Jansen, Bierstadt
Wilhelmstr. 2, Ecke T-
Automobil-Verleihung
Spezialrad-
und Installations-Geschäft

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Die Franktireurs.

91

Kriegserzählung von F. G.

(Nachdruck verboten.)

Die ärgsten Schreier saßen freilich noch sicher in Paris, sangen nichts als Siegeshymnen und suchten der Welt weiszumachen, daß sie eben vom der Welt „bewundert“ würden, aber das eigentliche Landvolf fühlte den Fluch dieser Prahlereien schon über sich ergehen. Es wußte, daß es ihm nichts mehr half, einfach den Kopf in den Busch zu stecken und sich dann sicher zu träumen. Die Kriegsjurie war über sie losgebrochen und segte mit ihrer eisernen Rute den „geheiligten“ Boden Frankreichs.

Dieser Tag verlief allerdings für ganz St. Rosaire noch sehr ruhig; denn wenn auch neue Voten den Anmarsch einer größeren Truppenmacht bestätigten, so ließen sich doch nicht einmal die ersten Streifpatrouillen hier blicken, was aber die bis dahin zurückgebliebenen Bewohner trotzdem nicht verhinderte, den Vorangegangenen zu folgen. Wer nur ein Fuhrwerk, welcher Art auch immer, bekommen konnte, packte auf und flog — wohin? blieb sich ja vollkommen gleich, nur fort von hier, denn daß man dem Feinde nicht gestatten würde, noch weiter in das Land hineinzudringen, verstand sich von selbst. Die Umgegend schwärmte jetzt von Franktireurs, und keiner der Barbaren durfte wieder zurückkehren, um seine eigenen Leiden zu erzählen.

Der nächste Tag brach an — wie still die Stadt lag, die sonst so reges Leben zeigte! Kein Fuhrwerk ließ sich auf der Straße sehen, nicht einmal ein Milchwagen kam vom Dorfe herein, denn auch die Bauern hatten ihr Vieh in den Wald getrieben und zum großen Teil selbst ihre Höfe verlassen. Die Häuser standen alle verschlossen, selbst die Jalousien waren es, und nur ein paar einzelne Hühner, die man nicht hatte einfangen können, oder hier und da ein verlassener Hund trieben sich auf der Straße umher.

Da oder dort öffnete sich wohl eine Thür, und ein altes Mütterchen kam heraus, hinkte zum Brunnen, um sich Wasser zu holen und kehrte dann wieder in ihr ärmliches Quartier zurück. Was konnten ihr die Preußen nehmen — und wenn sie ihr das Letzte wegnahmen, sie vermochte es doch nicht zu verhindern — die heilige Jungfrau mochte darüber walten.

Nicht zehn Familien waren in dem ganzen Orte zurückgeblieben — und von denen auch nur die Ueberreste, die ältesten Leute. Als ob eine furchtbare Seuche im Orte gewüthet hätte, so still und trostlos sah das alles aus — aber doch nicht lange.

Es mochte mittags elf Uhr sein, als die ersten Männen auf der Straße dahersprengten und zuerst an die Mairie ritten — sie waren hier schon bekannt und kamen, um den Maire zu veranlassen, die Quartiere anzuweisen. Kein Fenster öffnete sich, als sie vorübergaloppierten — kein Kind wich scheu in der Straße aus — selbst die paar Hunde mochten nicht bellen, gerade als ob sie wüßten, daß sie hier nichts mehr zu befehlen hätten, und ebenso still und tot lag die Mairie.

Die Thür war verschlossen, statt der Fenster starrten ihnen dunkle Löden entgegen, und als ein paar von ihnen abstiegen und in die Thür so ruhig eintraten, als ob dies die gewöhnliche Art wäre, fanden sie auch nicht eine Seele mehr in dem ganzen ziemlich weitläufigen Gebäude.

Quartier machen? Wie sollten sie hier Quartier

machen, wo der ganze Platz wie ausgestorben schien. Es war eben nicht möglich, denn eine Liste der Hauseigentümer konnten sie nicht bekommen und wenn die Truppen einrückten, mußten sie eben selbst zusehen, wie sie sich unterbrachten — und das hatte gerade keine besonderen Schwierigkeiten. Allerdings ritten sie die Straße noch einmal auf und ab, um das ansehnlichste Haus — und als das erwies sich ein kleines Schloß mit einem reizenden Park — für den Kommandierenden zu belegen, dann suchten sie für sich selbst ein Quartier und hatten da auch bald ein freundliches Haus gefunden, das ihnen paßte, und wo sie ihren verwundeten Leutnant ebenfalls unterbringen konnten. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.

Es war das fast das einzige anständige Haus, was sie bewohnt fanden. Die Thür stand wenigstens offen, Frauen zeigten sich am offenen Fenster und einzelne Hühner liefen auf dem Hofe umher, ja ein kleines Seitengebäude ließ sich sogar zum Stall herrichten, und was braucht ein Soldat mehr? Mit den Besitzern hielten sie allerdings noch kein Verkehr — wozu das auch? Das konnte später abgemacht werden. Sie stellten nur erst einmal vor allen Dingen ihre eigenen Pferde ein und gingen dann gemeinschaftlich auf die Suche, um Futter für die Tiere aufzutreiben, denn das war ja vor allem anderen die Hauptsache.

Die übrigen Truppen folgten ihnen dicht auf dem Fuße, und kaum eine Stunde mochten sie den Ort betreten haben, als von Osten her schon laut schmetternde Trompeten klangen, und gleich darauf das Musikkorps in einen lebendigen Marsch einfiel, nach dem die dichtgescharten Kolonnen der deutschen Truppen in die Stadt einrückten.

Und das waren Soldaten. Die wenigen zurückgebliebenen Einwohner von St. Rosaire mochten sich doch bei den munteren, herausfordernden Klängen nicht verlagen, an die Fenster und Türen zu treten. Das Unglück war einmal da. Ob sie sich auch versteckten, sie konnten es nicht mehr abwehren, was half es ihnen also, wenn sie sich fern davon hielten. Sie wollten wenigstens sehen, was ihnen bevorstand, und blickten bald staunend auf die Truppe hin aus, die dort mit klingendem Spiel einherzog — gerade so, als ob sie sich nicht etwa in Feindesland befände und harte Schlachten geschlagen hätte, sondern eben nur zu einer Parade ausrückte, zu der sie sich Monate vorher ausgerüstet und gestärkt hatte.

Neulich zogen ja die Franktireurs hier durch — zusammengelaufenes Volk, schlecht uniformiert und noch schlechter bewaffnet, die Hälfte betrunken und in ihren Reihen herüber- und hinüberfahrend. Waren die geeignet in einer geschlossenen Truppe zu kämpfen und einem solchen Feinde die Spitze zu bieten? — Das hier schien, als ob die ganze Sache in einer Form gegossen wäre. Einen sah so aus wie der andere, die Gesichter strahlten von Gesundheit, die Augen blühten und als das Musikkorps jetzt die „Wacht am Rhein“ intonierte, fielen die tiefen Bassstimmen melodisch ein, und brausend drang der Schall die Straße herauf.

Ein paar der Männen waren wieder aufgesessen und den Truppen entgegengeritten, um die Meldung zu machen

erleicht und wußte genau, wie er sich helfen konnte. Als mitten in den Ort hinein auf den kleinen Platz, an dem die Mairie stand, ließ er seine Kruppen vorrücken und dort aufmarschieren, und nun wurden die Kolonnen nach beiden Seiten abgelenkt, um vor allen Dingen einmal unter Dach und Fach gebracht zu werden.

Das konnte nun allerdings den Leuten allein nicht überlassen werden, denn da hätte es hier und da Streit gegeben, und zu einer Unordnung durfte auch nicht einmal die Möglichkeit geboten werden; aber einzelnen Offizieren war das Quartiermachen anvertraut, und diese bestimmten dann, wieviel Mann sie in die einzelnen Gebäude, je nach ihrem Aussehen, hineinlegen wollten. Mühten sie nun vor ein Haus und war der etwaige Umfang tagiert worden, dann hieß es: so und so viel Mann vor! Quartierbillets sind nicht — richtet euch ein, so gut ihr könnt, und findet ihr Leute in den Häusern, so vertragt euch mit ihnen — und weiter ging's, um nach und nach die ganze Mannschaft unterzubringen.

Die Art und Weise, wie die Leute dabei vorgingen, war so einfach als praktisch. Voran schritt gewöhnlich ein Unteroffizier, der auch für das gute Betragen der Mannschaft verantwortlich sein sollte — immer der Fall gesetzt, daß sie ihre Wirte noch im Hause trafen. Dieser trat zur Tür, nahm sein Gewehr und klopfte erst mit dem Kolben, allerdings sehr hörbar, aber doch noch ganz bescheiden an. — Keine Antwort — er klopfte noch einmal — wieder nichts — deutsche Höflichkeit verlangte die dritte Anfrage, aber auf deren Antwort wurde gewöhnlich nur eine kurze Zeit gewartet.

„Einschlagen!“ kommandierte der Unteroffizier; drei oder vier traten vor, und schon der erste Schlag, den die vereinigten Kolben gegen das Schloß taten, machte jeden weiteren Haus Schlüssel unnütz. Die Tür flog auf, als ob sie einem Zaubersprache gehorcht hätte, und die nachdrängenden Soldaten — ihre Gewehre aber immer schußbereit, denn sie wußten ja nie, ob sie nicht doch noch einen heimlichen Ueberfall zu gewärtigen hätten — zogen ein und nahmen ruhig von dem Hause Besitz. Sie fanden aber hier nirgends Widerstand.

In der Hauptstraße stand ein kleines, freundliches, mit jedem Luxus ausgestattetes Haus, das erst vor wenigen Monaten ein jung verheiratetes Paar eingerichtet und bezogen hatte, um hier den Winter zu verbringen. Der junge Ehemann glaubte aber unter dem drohenden Anmarsch der Feinde seine junge Frau nicht einer solchen Gefahr aussetzen zu dürfen, packte deshalb nur das Notwendigste zusammen und floh mit ihr. Die Stuben lagen noch, wie sie die beiden Gatten eben verlassen — der Küchisch stand aufgezogen am Fenster — auf den Stühlen lagen einzelne beim Einpacken vergessene oder nicht notwendig geglaubte Garderobestücke umher, auf der Erde noch zerstreute Papiere, und man sah deutlich, in welcher Verwirrung die Insassen — und völlig ohne Grund — ihre freundliche Heimat verlassen hatten.

Das aber störte das Regiment nicht, das hier in diesem Augenblick Quartier bezog und vor allen Dingen erst die Räumlichkeit in Augenschein nehmen mußte, da hier zwölf Mann zusammenbleiben sollten.

„Donnerwetter, hier schlafe ich!“ rief der Unteroffizier, als er das kleine wohnliche Gemach betrat, eilte mit Kornisier und Gewehr auf das allerliebste kleine Sofa zu und warf sich, so lang er war, mit den schmutzigen Stiefeln obenauf. „Ach, hier liegt sich's gut — d. 3 ist ein kapitaler Platz, und ein großes Stück besser als in den alten Psäßen, wo wir am letzten Mittwoch gelegen haben!“

„Aber wie mer ausschaut!“ rief ein anderer, der ebenfalls gerade eingetreten war und vor dem über dem Marmorkamin angebrachten großen und prächtigen Spiegel stehen blieb — „Ach herjemine, der Bart — wenn ich mich jetzt könnte photographieren lassen!“

„Ach, die französischen Spiegel liegen grad' so gut wie die Franzosen selber“, schrie ein rauher Bursche, der hinter ihm drein kam und neben ihm stehen blieb.

Die Soldaten setzten ihre Gewehre in der Ecke ab und warfen ihre Kornisier auf den Boden nieder.

„Aber jetzt abkochen“, sagte der eine — „ich habe schon einen Bärenhunger, denn das war ein verdammt langer Marsch — eine Küche muß doch hier sein.“

ein anderer — „vorher aber wollen wir uns doch erst einmal unser Quartier suchen — alle Wetter!“ setzte er aber hinzu, indem er die nächste Tür aufstieß — „da stehen ja ein paar samose Betten.“

„Halt!“ rief der Unteroffizier, indem er von dem Sofa emporsprang — „die wollen wir erst einmal in Augenschein nehmen“ — und alles drängte sich jetzt in die Kammer, um sich wenigstens einen guten Schlafplatz zu sichern.

Indessen hatte der eine der Leute ein Feuer angezündet, denn die Nächte begannen schon kühl zu werden, und ein paar beschäftigten sich damit, die verschiedenen im Zimmer aufgestellten Rippfächer zu beschütigen, wozu ein paar sehr geschmackvolle Vasen gehörten.

Andere hatten indessen die Küche aufgefunden und dort Anstalten zum „Abkochen“ gemacht, und die Leute gingen schon an, sich für die Nacht einzurichten, indem jeder wenigstens das, was er an Rissen und Dedern erbeuten konnte, heranschleppte und für sich selber in einer oder der anderen Ecke barg.

„Alle Wetter! Ihr habt's fein hier“, sagte da ein breitschultriger Gefreiter, der aus einem Nachbarhause etwa eine Stunde später in das Zimmer trat und sich darin umsah — „aber der Qualm und Rauch — man muß ja hier ersticken! Warum macht ihr's nicht, wie wir's gemacht haben? Das hält ja kein Mensch aus!“

„So schraub die Fenster auf“, rief einer der Infanteristen, der in einem gepolsterten und gestickten Lehnstuhl saß, „der verdamnte Kamin qualmt so und es ist auch nicht so kalt draußen.“

Nebenan in dem Zimmer wurden die Töne eines Pianoforte laut — aber nur forte. Ein paar Soldaten hatten das Instrument gefunden und hatten mit ihren Fäusten auf den Tasten herum, bis sie endlich ein Gefreiter davontrieb, sich selber daransetzte und mit meisterhafter Hand zu phantasieren anging. Aber das genügte den Leuten nicht lange — es war zu schwärmerisch und deshalb zu langweilig. „Was Lustiges!“ schrie der Chor, und bald tauschte ein Rutscher über die Tasten, nach dem sie doch wenigstens den Takt auf den Tischen schlagen konnten.

Dicht nebenan war ein kleines ärmliches Haus, das ebenfalls acht Mann Einquartierung bekommen hatte. Dieje fanden aber die Tür nicht verschlossen, sondern ein altes Pärchen darin, dem die Mittel gefehlt haben mochten, St. Rosaire zu verlassen, und das alles geduldig preisgab, was sich im Hause vorfand — aber die beiden alten Leute hatten sich nicht zu beklagen.

Sobald die Soldaten fanden, wie alles stand, nahmen sie allerdings Besitz von dem Haus, aber ihre Wirte wurden so wenig als möglich belästigt — Man ließ ihnen nicht allein ihre Stube und die kleine danebenliegende Kammer, nein, als das Abendbrot in der etwas sehr beschränkten Küche bereitet werden mußte und es sich herausstellte, daß ihre Wirte kaum selbst das Notdürftigste zum Leben hatten, lud man sie freundlich ein, teilzunehmen, und die Leute fanden bald, daß sie es — wenn wirklich mit Barbaren — doch mit recht gutmütigen Exemplaren dieser Menschenrasse zu tun hatten. Die Leute holten ihnen Holz von draußen — und bei den beiden in Brand gesteckten Häusern gab es noch eine ganze Menge — sie trugen ihnen auch Wasser, teilten ihren Kaffee mit ihnen und ihre Fleischration, und am nächsten Tage schon schien es, als ob sie alle mit zur Familie gehörten und in St. Rosaire aufgewachsen wären.

Den beiden Häusern gegenüber lag die Wohnung der geflüchteten Familie, in welche sich Jeannette und ihre Mutter einquartiert hatte, denn die also, sonst so resolute Dame schien durch das Ungeheuerliche, was sie umgab, wie gebrochen und hatte den Einmarsch der Prussiens mehr wie eine geisterhafte, wild phantastische Erscheinung als eine nüchterne Tatsache betrachtet. Sie ließ an dem Tage alles mit sich geschehen, und als die Einquartierung — etwa 20 Mann — das Haus betrat, zog sie sich in das Schlafzimmer zurück, verhüllte sich den Kopf mit ihrem Tuch und lauerte still in der einen Ecke nieder.

Jeannette hatte die Deutschen früher wohl ebenso sehr gehaßt als ihre Mutter, und nach allem, was sie über sie gelesen und gehört, konnte es kaum anders sein, und — so grausam sie ihnen auch ihr eigenes Haus nieder-

gebrannt — ein Zweifel war in ihr aufgetaucht, denn es gab Ausnahmen, und der junge, verwundete Wundenoffizier war eine solche gewesen.

Es kamen eine Menge rauher Burschen in das Haus — rauh wenigstens ihrem Aussehen nach, denn sie hatten lange Nächte draußen im Wirtshaus gelegen und der Gefahr wie dem Tode oft genug ins Auge schauen müssen; wie ihnen aber das junge freundliche Mädchen entgegen trat, waren sie plötzlich zahm, völlig zahm geworden und wünschten sich jetzt vielleicht zum erstenmal, seitdem sie Frankreich betreten, daß sie besser mit der Sprache vorwärts und das erklären konnten, was sie wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefecht bei Mülhausen im Elsaß.

Ein Pfarrer schildert in „Auf dein Wort“ das Gefecht bei Mülhausen im Elsaß:

Es war am Sonntag, den 9. August, zwischen 3 und 4 Uhr morgens, da erwachten wir Bewohner eines stillen Dorfes von Mülhausen von einem seltsamen Geräusch. Pferdegetrappel, Klirren von Waffen und Tritte wie von unzähligen Soldaten klangen herauf. Wir fahren von unserem Lager auf, spähen durch die heruntergelassenen Läden und sehen, was wir vorher schon geahnt: Der Feind ist im Lande! Endlose Kolonnen von französischer Infanterie und Artillerie ziehen vorbei, hinauf zu den lieblichen Nebenhügeln, die dem Orte vorgelagert sind. Gedämpfte französische Kommandorufe werden laut. Noch liegt alles in dem Schatten der Dämmerung. Duster und dämmerig ist es auch in unseren Herzen. Wir wissen, was uns bevorsteht. Draußen, keine dreiviertel Stunden von unserem Ort, liegen unsere deutschen Truppen. Sie werden nicht zulassen, daß der Feind sich allzu sehr in fast uneinnehmbare Stellungen mit seiner Artillerie verschanzt. Es muß und wird zu einem furchtbaren Kampf kommen — und unser Ort liegt mitten in der Gefechtslinie! Wer die Fröschweiler Chronik gelesen hat, der kann sich eine ungefähre Vorstellung machen von dem Grauen vor dem Kommenden, das uns überfällt. Noch stehen wir ganz unter dem furchtbaren Eindruck des Gesehenen, umfassen von dunklen Schatten innen und außen, da plötzlich bricht ein goldener Sonnenstrahl — der erste — durch eine Rize des Nolladens. Er zieht eine leuchtende Spur an der dunklen Wand und siehe, da strahlt aus dem Dunkel mit goldenen Lettern ein Wort auf: Kraft! Alles andere liegt noch in tiefem Dämmerlicht, aber das eine Wort leuchtet sieghaft im Strahl der Morgen Sonne vor uns auf, ein Teil des Wandspruches in unserem Schlafzimmer: „Er gibt den Mäuden Kraft!“ Wie eine direkte Botschaft von oben berührt uns das Geschaute. Da wird es auch in unseren umdüsterten Herzen wieder Licht, und tröstend und erhebend zieht durch unsere Seele die Gewißheit: „Wir sind nicht allein, Gott ist bei uns. Er gibt Kraft!“

Fürwahr, Kraft von oben tat uns not. Im Blick auf das, was schon hinter uns lag, und noch viel mehr im Blick auf das Kommende! Unterhalb Tage vorher war Mülhausen von unseren Truppen geräumt worden. Freitag abend, den 7. August, ging der letzte Räumungszug. Er nahm alles mit, was an Beamten, Regierung, Polizei, Gericht, Bahn- und Postpersonal in wichtigen Stellungen noch in der Stadt geblieben war. Mit ihnen fuhr auch ein großer Teil meiner Gemeindeglieder hinüber über den Rhein. (Die junge evangelische Gemeinde besteht zum größten Teil aus eingewanderten altdeutschen Eisenbahn- und Postbeamten und Werkstättenarbeitern, unter ihnen natürlich auch viele Badener.) Der ganze Bahnhof wird geräumt, sämtliches rollendes Material mitgenommen. Wir wissen: Nun sind wir dem Feinde preisgegeben. Die Stadt ist von der Außenwelt abgeschlossen, von allem Verkehr abgeschnitten. Sämtliche Verbindungen nach außen sind zerstört. Mülhausen ist ganz auf sich selbst angewiesen. Jetzt kann sie vor dem Ansturm des Feindes nichts mehr schützen. Der Feind wird kommen. Und er kam. —

Sonntag abend mittag um 1 Uhr ergriffen die französischen Truppen von der Stadt Besitz. Mich er-

reichte die Kunde, als ich auf Hausbesuchen unterwegs war. Ein Gemeindeglied hatte den Akt der Besitzergreifung mit angesehen. Selten in meinem Leben habe ich einen solchen schneidenden seelischen Schmerz verspürt als in jenem Augenblick. Und der Tränen habe ich mich nicht geschämt. Doch zum Trauern ist keine Zeit!

Die Pflicht ruft. Ein Sterbender verlangt das heilige Abendmahl. Wie werde ich jene Stunde vergessen. Ein 70jähriger Veteran, der die drei Kriege mitgemacht hatte, liegt todkrank darnieder. Ein Krebsleiden hat ihm die Zunge zerfressen, er kann nur noch stammeln. In furchtbarer Aufregung umstehen sein Lager die nächsten Angehörigen. Ein zweifaches Entsetzen lastet auf ihnen: Der Tod im Zimmer, der ihnen das Liebste, den Ernährer, raubt — und draußen der Feind! Dann empfängt der Sterbende in stiller Andacht das heilige Mahl. Ruhe und Frieden breiten sich über sein Leidensantlitz. Er weiß sich und die Seinigen geborgen in den Armen des Vaters im Himmel. Welch ein Sterben inmitten des Kriegslärms! Aber auch welch ein Himmelstrost inmitten aller Erdenangst: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir.“

Das war am Sonnabend. Inzwischen ist in der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag der ganze Ort von französischen Truppen besetzt. Als wir morgens um 7 Uhr die Läden hochziehen, finden wir den Gartentweg vor unserem Hause vollständig durch französische Infanteristen gesperrt. Wir sehen sie ausschwärmen, in die nächsten Gärten einbrechen, die Bäume niederreißen. Obstbäume werden gefällt, sowie Schützengräben ausgeworfen und Kartoffelfelder geplündert. Und dann richten sie sich häuslich ein. Es wird Kaffee gekocht, das Brennmaterial steuern abgerissene Zaunlatten.

Die Zeit des Gottesdienstes naht heran. Ich frage auf französisch einen Leutnant, der vor unserem Hause hält, ob ich meine Frau allein zu Hause zurücklassen kann? Er versichert mir, daß ihr nichts geschehen würde und daß ich ruhig zum Gottesdienst gehen könne. Und wirklich benehmen sich die Leute anständig, wohl auf Anordnung des Offiziers. Ich mache mich durch die dicht beieinanderstehenden Infanteristen auf den Weg zum Gottesdienstaal. In den engen Vorgassen ist kaum durchzukommen vor französischen Proviant- und Munitionswagen. An einer Straßenkreuzung sitzt auf einem Bauernstuhl der französische Höchstkommandierende der ankommenden Truppen, der Sohn des früheren Marschalls Mac Mahon, sticht müde von dem Nachtmarsch. Wir sind noch nicht an der Kultusstätte angelangt, da ertönt plötzlich in nächster Nähe Geschützdonner. Die Franzosen haben hinter Napoleonsinsel einen deutschen Panzerzug entdeckt und beschossen ihn. Jedermann glaubt, daß das Gefecht beginnt. An einen Gottesdienst ist bei der allgemeinen Aufregung, inmitten der feindlichen Truppen, nicht zu denken. Ich mache mit einigen Kirchengemeinderäten einen Rundgang durch den Ort, um zu sehen, ob wir irgendwo helfend eingreifen können. Doch einstweilen gibt das Benehmen der feindlichen Truppen zu Klagen noch keinen Anlaß. Wir kehren nach Hause zurück. Auf Befehl des französischen Kommandos wird vom Gemeindevorsteher ausgetrommelt, daß sofort für die Truppen zu Mittag gekocht werden müsse. Bald sind auch in unserer Küche Franzosen und kochen für ihre Korporalschaft. Die Franzosen zeigen nicht die geringste kriegerische Stimmung. Sie ziehen nur widerwillig in den Kampf. Viel lieber wären sie bei ihren Familien zu Hause geblieben, wie sie gerade heraus erzählen.

Der Mittag geht ziemlich ruhig vorüber. Wir sind Zeugen eines französischen Gewehrappells. Es geht auf 3 Uhr. Um 4 Uhr soll die Beerdigung des in der Schlacht verstorbenen Kriegsveteranen stattfinden. Trotz der physischen und psychischen Gewitterschläge hat sich doch ein stattliches Trauergesolge eingefunden. Durch Spalier bildende und respektvoll salutierende Artilleristen und Infanteristen bahnt sich der Leichenzug mühsam seinen Weg. Der Sarg wird eingesenkt, ohne Ehrensäule. Denn der Kriegerverein, dem der Verstorbene angehörte, ist in alle Winde zerstreut, und

nur wenige Mitglieder in Zivil sind zur Stelle. Im gleichen Augenblick ertönt von verschiedenen Seiten im Umkreis das Krachen der Geschütze. Unter dem Donner der Kanonen wird der Veteran zur letzten Ruhe bestattet. Der Beerdigungsakt muß so kurz wie möglich gehalten werden. Der Teilnehmer bemächtigt sich eine stets wachsende Unruhe. Wohl begreiflich! Denn jeder weiß, daß der sich jetzt entspinnde Kampf über den eigenen Ort hinwegbrausen wird. Einsteilen sind nur die Batterien in Aktion. Die Infanteriereferven lagern noch friedlich in unserem Viertel und in den angrenzenden Nebengärten. Die Kompagnielöcher sind wieder beim Ablochen und bei der Zubereitung des Abendessens. Gerade ist die Suppe und das Fleisch fertiggekocht, da plötzlich ertönt scharf und schneidend ein Hornsignal, alles stürmt hinaus. Suppe und Fleisch bleiben eimerweise in der Küche stehen. Jetzt ist auch für uns die Zeit gekommen, uns zurückzuziehen. Denn es wäre Bahinviß gewesen, inmitten der Gefechtslinie zurückbleiben zu wollen. Mit dem schnell geschnürten Kängel verlassen wir das Haus und überlassen es seinem Schicksal. Wie werden wir es wiederfinden?

Wir haben gerade noch Zeit, uns zu Verwandten in das Zentrum der Stadt zu flüchten. Da kreuzen sich auch schon die Granaten über der unglücklichen Stadt. Man hört ihr unheimliches Zischen und sieht sie ihre verderbenbringende Bahn ziehen. Schwefelgelbe Rauchwölkchen ballen sich am Abendhimmel zusammen. Schon flammt im Norden der Stadt Feuerstein empor. Vom 90 Meter hohen Turm der Stephanskirche ertönt stürmisch und sinnverwirrend die Feuerglocke. Schrapnells prasseln auf die Dächer nieder. Verirrte Gewehrflügel streichen an den Häusern entlang — zwei von ihnen unmittelbar an meinem Kopf vorbei in dem Augenblick, als ich gerade aus dem zweiten Stock zum Fenster hinausschaue. Als zum zweiten Male das infernalische Zischen der blauen Schellen in unmittelbarer Nähe die Luft durchschneidet, da ziehe ich doch unwillkürlich den Kopf zurück.

Bis spät in die Nacht hinein dauert das Bombardement. Wütendes Maschinen- und Gewehrfeuer tracht ununterbrochen durch die mondheile Nacht. Wir legen uns dennoch zur Ruhe und schlafen friedlich bis um 4 Uhr morgens. „Wer unter dem Schirm des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich traue.“ Da, bei Morgengrauen, setzt plötzlich wieder schweres Geschützfeuer ein; dichter noch als am Abend zuvor schlagen die Granaten ein. Im zweiten Stock ist unseres Bleibens nicht mehr. Wir flüchten in den Keller. Zweimal wiederholt sich der Abstieg in die unteren Regionen. Endlich gegen 9 Uhr morgens läßt die Beschießung nach. Der Kanonendonner entfernt sich, wir wagen uns wieder hinauf. Klopfenden Herzens machen wir uns auf den Weg nach unserem Quartier. Unterwegs tauchen zuerst die deutschen Soldaten in der Stadt auf. Es ist ein unbeschreibliches Frohgefühl, die eigenen Truppen wieder Herr der Situation zu wissen.

Je weiter wir an die Peripherie der Stadt vordringen, um so deutlicher zeigen sich die Spuren der Verwundeten. Ein widerlicher Brandgeruch macht sich bemerkbar. Hier eine Straße von Fensterscheiben wie übersät. Dort abgeschlagene Baumäste, im Knäuel durcheinandergewirrt Telephondrähte, bloßgelegte Dachstühle, niedergedrissene Gartenzäune. Nicht allzuweit von unserer Wohnung treffen wir einen Trupp angstvoll blickender Menschen. „Wissen Sie schon,“ ruft man uns von weitem zu, „der Direktor der Flugzeugfabrik „Aviatik“ ist in seinem eigenen Hause von einer Granate erschlagen worden.“ Andere wieder sind wunderbar bewahrt geblieben. In zwei Häusern z. B. sind verschiedentlich Granaten in die Keller eingeschlagen. Aber die im Keller befindlichen Hausinsassen sind doch wie durch ein Wunder mit dem Leben davongekommen. Andere von unseren Bekannten wieder haben in felsenfestem Gottvertrauen oben im zweiten Stock knieend und betend die Nacht verbracht. Ein kleiner Junge sagte zu seinem Großvater während des stärksten Kugelregens, als er die angst-

vollen Blicke der Erwachsenen sieht: „Nicht wahr, Großvater, wir brauchen uns nicht zu fürchten, der Herr Jesus ist doch bei uns, dann tun uns die Kugeln nichts.“ Mührender Kinderglaube! Der alte Großvater sagte mir nachher: „Ja, Herr Pfarrer, wenn wir Großen doch so glauben könnten wie die Kinder!“

Scherz und Ernst

König Karol von Rumänien und seine Krankenpflegerin.

Der jetzt gestorbene König Karol von Rumänien war lange Zeit schwer krank. Heftige Schmerzen plagten ihn. Carmen Sylva, seine Gemahlin, pflegte ihn mit aufopferungsvoller Hingabe, und sie selbst entwirft in einem offenen Brief ein eindrucksvolles Bild des leidenden Königs. „Der König,“ schreibt sie, „ist nun ein volles Jahr krank und hat die letzten Monate keine schmerzfreie Nacht gehabt, bei Tage mit geballter Faust dagelassen, den Schmerzen Trost bietend; aber seine Geduld ist noch nie ins Schwanken geraten. Wie konnte man das nur einen Augenblick glauben, daß der Mann von Eisen nicht mit derselben Willensstärke das Ungemach langer Krankheit ertragen würde, die er allen Schwankungen seines wechselvollen Lebens entgegengesetzt hat. Seine Geduld ist auch jetzt gerade heroisch. Auch jetzt, da der stark arbeitende Mann zum Liegen verurteilt ist, zum Nichtstun, gerade vor der Kammerrauflösung, da sonst alle Fragen auf ihn einstürzen, und er den Mut haben muß, nicht einmal zu erfahren, wie es geht, ist seine Lebenswürdigkeit nicht einen Augenblick geringer gewesen! Gereizt war er noch nie! Er ist wirklich zu gut erzogen, um sich das zu erlauben, was man unter dem Namen „Nerven“ sich gestattet. Schade, daß niemand in den Frieden und die Harmonie dieses Krankenimmers hineinblicken kann! Unseres Sonnenlandes November ist ein wundervoller Monat, und sonndurchströmt ist unser großes Schlafzimmer mit seiner Rußbaumholzvertäfelung in reicher Schnitzerei. Die Innenfenster, auf denen das Märchen von den sieben Raben und der treuen Schwester nach Schwind angebracht ist, stehen offen und lassen die Sonne all das Holz vergolden. In den Nebenzimmern stehen alle Fenster offen, so daß die Luft rein und frisch bleibt und Heiterkeit alles erhellt. Die anderen Frauen fragen mich oft lächelnd, ob es mir nicht neben all der Sorge doch ein bißchen Freude mache, auch einmal einen Gatten zu haben, ein Glück, das in dieser vielarbeitenden Zeit uns Frauen nur durch die Krankheit unserer Männer zuteil werden kann! Wenn aber der teure Kranke gereizt und ungeduldig wäre, dann wäre es nicht so schön, und ich brauchte dann nicht beneidet zu werden um das Glück, ihn pflegen zu dürfen, ein Glück, das ich mir eifersüchtig behalte und mit niemandem teile!“

Doktor Carmen Sylva,
Hausarzt und geliebte Krankenpflegerin.
Bukarest, 21. November 1906.“

— Eine „Kirchweih“ in Feindesland. Einem Feldpostbrief entnehmen wir folgende Mitteilung über einen besonders tüchtigen „Streich“ der bei den Franzosen ebenso sehr wie der „Volkstamm“ der Ulanen gefürchteten Bayern:

„Hier noch das Neueste. Die Franzosen hatten 800 Bayern gefangen, und 500 Franzosen bestimmt, diese abzuführen. Auf Verabredung fallen die Bayern unterwegs über die Franzosen her und schlagen sie mit ihren „Taschenmessern“ nieder. Am Tage nachher sind sie wieder bei ihren Truppen angekommen.“

Das bei Raufereien so gefährliche und gefährdete bayerische Stechmesser, auf deutsch Dolch, scheint dann nach als Ergänzung der militärischen Bewaffnung gar nicht so übel zu sein!